

hausten und den Feldern des Landmanns zu seinem Leidwesen gar häufig unliebsame Besuche abstatteten. Die beiden Wolfsschluchten bei Hirsau und Rötensbach weisen darauf hin, daß einst auch größere Raubtiere, wie Bären, Wölfe und Luchse unsere Gegend unsicher machten. Die Wildschweine sind seit 1820 aus dem Bezirk verschwunden. Am 14. November 1917 wurde im Wald Kirchhalde bei Gechingen ein 2 Zentner schweres Wildschwein erlegt, das sich aber von einem Wildpark hierher verirrt hatte. Zu den Tieren, die jetzt nimmer im Bezirk vorkommen, gehört die schwarze Haselmaus, die Fischotter und der Fischreiher. Früher hatte sich gegenüber der Ruine Waldeck eine Reiherkolonie niedergelassen. In einem Weiher bei Deckenpyronn leben echte Blutegel, in einem Bach bei Oberreichenbach kommt der Kofegel vor. An den Ufern der Schwarzwaldbächlein nistet in einer kesselartigen Erweiterung am Ende einer armslangen Röhre, der sogenannten Brutröhre, der farbenprächtige Eisvogel. Metallisch grün schimmert sein Rücken, an der Unterseite ist er rostrot, brennend; rot sind seine Füße, weiß die Kehle. Nicht mit Unrecht wird er „fliegender Edelstein“ genannt. Weniger Freude als der Naturfreund, der den Eisvogel als besonderes Schmuckstück der Heimat würdigt, hat der Fischer an ihm, verzehrt er doch täglich etwa ein Duzend fingerlange Fischlein. Wandeln wir in heißen Sommernachmittagen durch den Forchenwald, so hören wir eine eigentümliche, wie aus unbekanntem Fernen kommende Musik, ein Summen, wie sich verlierender Glockenklang. Die geheimnisvollen Sänger, deren melodische Töne bald stärker, bald schwächer an unser Ohr dringen, sind die Schwebefliegen oder Schwirrfiegen. Es sind harmlose Tierchen mit schwarzem, papierdünnem Hinterleib, die sich von Blumen- und Blattlausäften nähren und den Singvögeln zur Nahrung dienen. In den kleinen Bächen und Flüssen leben neben den vielen Arten von Fischen vor allem die rotgetüpfelten Forellen, die wegen der von keiner anderen Fischart übertroffenen Schmackhaftigkeit ihres Fleisches sehr gesucht sind und gut bezahlt werden. Sie lassen sich auch in Seen züchten. An einer großen Forellenzüchterei kommen wir z. B. vorüber, wenn wir vom Bahnhof Teinach nach Bad Teinach wandern. Die humusfauren Gewässer der Moorseen und Sümpfe sind unbewohnt.

57. Der Wald und die Forstwirtschaft im Bezirk Calw.

Von Forstmeister Otto Feucht, Stuttgart.

Mehr als die Hälfte der Bodensfläche unseres ganzen Bezirks ist mit Wald bedeckt, weniger auf der Gäuseite, dafür umsomehr auf der Waldseite, wo einzelne Markungen fast ganz aus Wald bestehen und die kleinen Feld- und Wiesenflächen um die Ortschaften wie einsame Inseln im weiten Wäldermeer erscheinen. Von der ganzen Waldfläche sind rund 6500 Hektar Eigentum des Staates, 7500 gehören den verschiedenen Gemeinden und rund 4000 Hektar sind Privateigentum. Die Pflege und Bewirtschaftung der Staats- und Gemeindewaldungen ist Sache der staatlichen Forstämter, die auch die Aufsicht über die Privatwaldungen ausüben. Der Hauptteil des Bezirks fällt auf die Forstämter

Hirsau, Hoffstett, Liebenzell, Stammheim und Teinach, doch sind in geringem Umfang auch einige angrenzende Forstämter beteiligt.

Der Wald unseres Heimatbezirks ist heute fast reiner Nadelwald. Tannen (Weißtannen), Fichten (Nottannen) und Forchen (Kiefern) breiten ihren immergrünen Mantel über Berghänge und Höhen, und nur an wenigen Orten schimmert das Laub der Buche freundlich im Frühjahr, leuchtet es braungolden in der Herbstsonne. Und die anderen Laubhölzer, Eiche und Ahorn, Esche und Ulme sind nur ganz vereinzelt im Walde zu treffen; stellenweise häufiger zeigen sich nur Birke, Vogel- und Mehlbeerbäume. Ist das immer so gewesen? Als im Kriege die Gerber überall nach heimischen Gerbmitteln fragten, da erinnerte man sich der eichenen Ausschläge im heutigen Nadelwald und suchte sie überall im Wald und in den Hecken zusammen, um ihre Rinde im Saft zu schälen und daraus Lohe zu bereiten. Und die alten Leute wußten zu erzählen, daß in früheren Zeiten selbst im oberen Wald viele Eichenwäldchen bestanden, aus denen regelmäßig die Schälrinde an die Gerbereien in Altensteig und anderen Orten verkauft worden sei. Und als die Futternot stieg mit der langen Dauer der Absperrung vom Ausland, da erzählten sie, daß unsere Vorfahren überall Großvieh und Schweine in den Wald getrieben hätten, daß die Tiere wochen- und monatelang draußen gewesen seien und sich selber im Walde ernährt hätten. Wie ist das möglich gewesen? Nur dadurch, daß damals noch Laubhölzer, besonders Eichen und Buchen, in großer Zahl zwischen den Tannen und Forchen standen, unter denen Gras wuchs statt Heide und deren Früchte (die „Mast“) von den Schweinen gesucht wurden. Das war in einer Zeit, als es noch Holz zum Bauen und Brennen mehr gab, als die schwache ansässige Bevölkerung brauchte, als der Holzhandel in die Städte und in ferne Länder erst in den Anfängen seiner Entwicklung steckte. Die Rücksicht auf Wild und Vieh, auf Jagd und Weide galt mehr als Holzzucht und Waldpflege, und besonders in den „Gemeinwaldungen“ herrschte der Viehhirt fast unbeschränkt. Alte Waldnamen wie Tränke, Salzlecke, Viehtrieb erinnern heute noch daran, und besonders solche Waldteile, in deren Namen das Wort „Hardt“ enthalten ist, sind Weideplätze gewesen.

Das wurde anders, als die Bevölkerung zunahm und der Wert des Holzes stieg. Dazu kamen Kriegs- und Schreckenszeiten über unsere Heimat, Truppeneinzüge, Quartierlasten und Erpressungsgelder brachten Not und Teuerung über den Staat und über den einzelnen. Da mußte der Wald hergeben, was er konnte, und der Handel mit Stammholz nahm immer größeren Umfang an, auf Nagold und Enz gingen die Langholzflöße talab dem Rheine zu, nach Holland, und die Wälder wurden leer und kahl. Der Name „Holländer“ für ein bestimmtes Langholzmaß ist bis heute geblieben. — Das ging soweit, daß das Gespenst der Holznot sogar im Schwarzwald auftauchte und die Leute fürchten mußten, nicht einmal mehr genug Brennholz für Haus und zum Kohlen der Felder (d. h. zur Düngung mit Holzasche) für sich selber zu behalten; denn Steinkohle und künstlicher Dünger waren noch nicht bekannt. Aus dieser Not heraus, die damals ganz Süddeutschland bedrohte, sind die ersten Anfänge einer

geordneten Forstwirtschaft entstanden. Rechtzeitig erkannte man, daß der Wald eben doch nicht „von selber wächst“, daß man eingreifen mußte mit Pflege und Erziehung, wenn man dieses wertvolle Gut nicht der Verwahrlosung überlassen wollte. Man lernte nun, einen Waldbestand künstlich durch Saat neu zu begründen, und fand bald heraus, da die kahlgewordenen, heruntergewirtschafteten Böden am leichtesten mit Fichte und Tanne wieder bestockt werden konnten. In diesen Zeiten begann die Vorherrschaft dieser beiden Holzarten in unserem Walde, besonders an den sommerlichen Hängen und auf der Hochfläche, während die Tanne weniger beliebt wurde und Buche und Eiche immer mehr verschwanden, vielfach sogar absichtlich beseitigt wurden. Allmählich wurde nun auch das planlose Herumhauen im ganzen Wald eingeschränkt und wurden Regeln aufgestellt, um den Wald zu schonen; nach langen Kämpfen gelang es schließlich auch, den übermäßigen Wildstand zu verringern und in den Staats- und Gemeindewaldungen die Waldweide abzuschaffen und dadurch dem jungen Holz das Heraufwachsen zu ermöglichen.

Das Bestreben der Forstwirtschaft ging dahin, möglichst dicht geschlossene reine, d. h. aus nur einer Holzart bestehende Bestände zu schaffen und diese nach genauem Plan in festbegrenzten Jahresschlägen zu nutzen. Das war gegen früher ein großer Fortschritt und doch für unsern Wald kein reiner Segen. Wir haben seither die Erfahrung gemacht, daß solche reine Bestände viel schwerer auf die Dauer zu erhalten und viel schwerer wieder zu verjüngen, d. h. in neuen jungen Wald überzuführen sind als gemischte. Dazu kommt, daß die flachwurzelnnde Fichte, die auf den Kalkböden im Gäu große Bestände bildet, vom Sturm ganz besonders bedroht wird. Wenn dieser einen solchen Wald einmal angepakt hat, gibt's kein Halten mehr, wenn nicht andere, windfestere Holzarten dazwischen stehen. Die Fichte aber, die dem Wind eher standhält, läßt so viel Sonne und Regen auf den Boden, daß dieser sich auf der Sommerseite dicht mit Heide und Beeren, auf der Winterseite aber mit sauren Moosen bedeckt. In beiden Fällen entsteht für den Wald schwerer Schaden, zumal bei Kahlschlägen, wo der Boden jahrelang fast ungeschützt bloßliegt. Der ohnehin arme Sandboden verhärtet und verschlechtert sich unter dem Einfluß dieser Zustände sehr rasch, und auf weiten Strecken zwischen Enz und Nagold, besonders wo auf der Höhe sich der „Klebsand“ gebildet hat, will heute kein junger Wald mehr recht gedeihen, auch da, wo vorher wertvolle alte Fichten gestanden sind. In naturgemäß behandelten Waldungen, in denen heute noch die Holzarten gemischt stehen, wo die Weißtanne vorherrscht oder gar Eiche und Buche durch ihren Laubabfall den Boden bereichern, sind die Verhältnisse viel günstiger. Denn wenn dauernd vom Boden nur geerntet wird, ohne daß er bearbeitet und gedüngt wird, so muß er im Ertrag nachlassen. Das gilt für den Wald so gut wie für den Acker, wenn er auch nicht so viel Nährstoffe verbraucht wie dieser. Früher ist ein großer Teil des Holzes im Walde verwest und hat den Boden dadurch in Stand gehalten, heute wird alles Reifig genutzt und sogar das Stockholz geholt, sodaß nur an entlegenen, schwer zugänglichen Orten noch etwas liegen bleibt. Das beste Mittel, dem Boden aufzuhelfen, ist

es aber, die Holzarten zu mischen, vor allem den wertschaffenden Nadelhölzern wieder bodenpflegendes Laubholz beizumengen. Die Buche besonders schafft durch ihr Laubdach den nötigen Schutz für den Boden, der jährliche Laubfall führt ihm die Nährstoffe zu, die er braucht und macht ihn locker und mild. Aber natürlich muß diese Laubdecke dem Boden auch tatsächlich zugute kommen und darf ihm nicht etwa als Streu für die Landwirtschaft entzogen werden, sonst ist der Zweck verfehlt. Wenn unser Sandboden aber schon gar zu sehr verarmt und verfestigt ist, muß man noch einen Schritt weiter gehen und ihm unmittelbarer Kalk zuführen, d. h. den Nährstoff, der ihm am meisten fehlt und der am meisten zur Auflockerung und Krümelbildung beiträgt. Mit Hilfe einer Kalkbeigabe vermögen besonders die Buchen die ersten schweren Jahre leichter zu überstehen, bis sie stark genug sind, ihrerseits die Bodenbesserung zu übernehmen. Es erscheint gar nicht ausgeschlossen, daß solch künstliche Düngung in irgend einer Form auch in größerem Umfange einmal noch angewendet werden muß, um die großen Werte, die der Waldboden für uns bildet, zu erhalten und zu steigern. Denn eine Durchlüftung mit dem Pflug und Unterbringung von Dünger wie auf dem Acker ist in unseren Waldungen nicht durchführbar. Solche künstlichen Eingriffe sind aber teuer, und es ist deshalb von größter Bedeutung, den Wald so zu behandeln, daß sie gar nicht notwendig werden.

Wenn ein Waldbestand künstlich gepflanzt werden soll, so nimmt der Waldbesitzer dazu Pflanzen, die er in eigener Saatschule aus selbstgesammeltem oder gekauftem Samen erzogen oder die er von einem Händler gekauft hat. Aber erst durch Schaden hat man entdeckt, daß es durchaus nicht gleichgiltig ist, woher der Samen stammt. Das vergangene Jahrhundert hat uns unübersehbaren Schaden gebracht dadurch, daß bei der künstlichen Anzucht der Forche Sorten dieses Baums verwendet wurden, die für unsern Wald nicht passen und niemals den schlanken, kräftigen Nußstamm bilden können wie unsere heimische Schwarzwaldforche. Wo die letztere mit gleichaltrigen sogenannten „Gäuforchen“ zusammensteht, springt der Unterschied jedem in die Augen. Aber viele Hunderte von Hektaren tragen heute Forchenstangenhölzer von zweifelhafter Abstammung, die fast wertloses Holz liefern und deren Umwandlung in ertragreicheren Wald eine dringende, aber nicht leichte Aufgabe für viele Waldbesitzer bildet. Viel leichter als die Forche ist die Weißtanne zu bewirtschaften, die besonders in den Winterlagen unseres Bezirks herrscht und vielfach ganz prächtige Bestände zeigt, deren Verjüngung auf natürlichem Wege durch Selbstbesamung bei fachgemäßer Behandlung ohne Schwierigkeit gelingt. Ihr ist vielfach die Fichte beigemischt, aber reine Fichtenwaldungen waren in unserem Bezirk ursprünglich so wenig zu Hause wie reine Forchenwälder, sie sind gleich diesen künstlichen Ursprungs.

Gemischten, mehr naturgemäß zusammengesetzten Wald zu schaffen ist das Ziel unserer Forstwirtschaft; und weiter, diesen Wald so zu pflegen und zu erziehen, daß er d a u e r n d höchste Erträge bietet. Das Holz soll so geschlagen und die Verjüngung so durchgeführt werden, daß er an Bodenkraft nichts verliert, daß der Wald Wald bleibt und daß kein Teil mehr durch unrichtige Be-

handlung zur Heide oder zum Sumpf wird. Und es ist ein großer Unterschied für den Gesamtertrag, wie ein Waldbestand behandelt wird, ob man ihn etwa jahrzehntelang sich selber überläßt und höchstens das herausnimmt, was dürr wird und abgestorben zu Boden fällt, ob man gar fortdauernd die besten Stämme zu Geld macht, sodas schließlich nur die schlechtesten Bäume übrig bleiben und Wind und Unkraut-Herr werden, oder ob man im Gegensatz dazu durch sorgfältiges Auswählen des Minderwertigen fortwährend den tüchtigen, wertvollen Stämmen günstige Wachstumbedingungen schafft und dadurch den jährlichen Zuwachs aufs höchste steigert. Je mehr aber im Jahr zuwächst, desto mehr kann auch genutzt werden, ohne das der Holzvorrat geringer wird, ohne das die Nachhaltigkeit des Betriebs verloren geht. Um aber im einzelnen Falle das Richtige zu treffen, dazu braucht es die Erfahrungen vieler, braucht es verständiges Ueberlegen und Vergleichen; denn der Forstwirt hat es nicht so leicht wie der Landwirt, der meist nach einem Jahr schon sieht, ob er richtig oder falsch gehandelt hat. Aber alle Ueberlegung und Sorgfalt kann zu schanden werden, wenn unachtsame Holzhauer das gezeichnete Holz so werfen, oder die Holzfuhrleute das geschlagene Holz so aus dem Wald herausziehen, das das junge Holz, der Nachwuchs des Waldes, wieder zerstört und vernichtet wird. Sie beide müssen wissen, worauf es ankommt und zu ihrem Teil mithelfen, das der Wald seinen Wert behält. Das weiß der kleine Waldbesitzer, der seinen Wald ohne fremde Hilfe bewirtschaften kann, ganz genau, warum er alles Holz selber fällt und selber aus dem Wald hinausbringt.

Und je mehr der Wald hergeben soll, desto sorgfältiger muß er behandelt werden. Und was muß er uns heute und künftig nicht alles bieten! Nicht bloß Langholz für den Handel, Brenn- und Nußholz für die nächste Umgebung wie früher. Ungeahnte Brennholzmengen mußten seit Beginn der Kohlennot aus unseren Wäldern ins Land hinaus gebracht werden; die Papier- und Zellstoff-fabriken fordern Holz, das sie früher aus Rußland bezogen, die Bergwerke verlangen Grubenholz, das ihnen Schweden und Norwegen geliefert hat. Dazu kommen Masten und Stangen aller Art, Eisenbahnschwellen und viele andere Dinge, von denen man bisher im Schwarzwald kaum gewußt hat. Daneben mußten in der Kriegszeit und müssen vielleicht auch künftig wieder Gerbrinde und Harz gewonnen werden. Der Wert der Beeren ist ins Ungemessene gestiegen, und die Abgabe von Streu an die Landwirtschaft hat vielerorts in der großen Not einen Umfang angenommen, der ganz unmöglich beibehalten werden kann. Die Nadelreisstreu ist (im Gegensatz zu anderen Waldgebieten) im Bezirk wenig begehrt, die Bodenstreu aber kann nur da ohne Nachteil für den Wald entfernt werden, wo eine nicht verwesende Decke von Heide, Beeren und Sauer-moos den Boden abschließt. In dieser Hinsicht leiden die eigentlichen Wald-orte des Bezirks keinen Mangel. Alle Bodenstreu aber, die sich zersetzt und dem Boden Nahrung zuführt, ist für den Wald notwendiger als jemals, wenn er den gesteigerten Anforderungen an seine Ertragskraft nachkommen soll. Wir dürfen niemals wieder vergessen, das der Wald als Rohstoffquelle für unser Volk eine Bedeutung hat, wie sie uns vor den Zeiten der wirtschaftlichen Not

und Abgeschlossenheit gar nicht zum Bewußtsein kommen konnte, und daß Deutschland, das vor dem Krieg Jahr für Jahr noch Holz einführen mußte, einen großen Teil seiner Waldfläche durch den Friedensvertrag hat hergeben müssen.

Und gerade für unseren Bezirk hat der Wald noch eine andere Bedeutung, die wir nicht gering achten dürfen. Wenn er auf der einen Seite Tausenden der Bewohner Gelegenheit zur Arbeit und Verdienst gibt und in seinen Schätzen an Beeren und Pilzen sogar einen Zuschuß zur Mahlzeit liefert, so kommen auf der anderen Seite Jahr für Jahr Tausende von Erholungsbedürftigen und Kranken, die in der herrlichen Waldluft Erfrischung und Genesung finden. All die vielen Bäder, Kurorte und Sommerfrischen unseres Bezirks wären ohne Wald gar nicht denkbar, und für sie alle ist es von größter Tragweite, ob der Wald gepflegt wird oder verwahrlost.

Unser arm gewordenes Vaterland ist darauf angewiesen, die Kraft und Leistungsfähigkeit des Waldes zu erhalten und nach Möglichkeit zu steigern, und darf sich niemals freiwillig dazu hergeben, an ihm Raubbau zu treiben zu Gunsten der augenblicklichen Gegenwart auf Kosten unserer eigenen Zukunft.

58. Beim Köhler im tiefen Walde.

Wir wandern im tiefen, abgelegenen Waldtale der kleinen Enz, fernab von den menschlichen Wohnstätten. Mit wonnigem Behagen schlürfen wir in vollen Zügen den würzigen Duft der Tannen. Plötzlich ist es uns, als mische sich dieser mit einer andern, scharfbeißenden, brenzlichen Luft. Ein feines, weißblaues Räuchlein verdichtet sich zur kleinen Wolke, und ein Mann mit rufsigem Gesicht und großem Schürhaken in der Hand steht plötzlich vor uns. Es ist der Köhler, vor dessen Meiler wir angekommen sind. Auf einem etwa 10 Meter im Durchmesser haltenden Kreise, der von Moos, Gräsern und Blumen befreit ist und wie ein Herrentanzplatz in die grüne Waldesherrlichkeit hineingebettet liegt, hat der fleißige Mann allerlei Hölzer, meist Abfallholz wie Gipfel und Äste aufgeschichtet, um Holzkohlen daraus zu gewinnen. Auf unsre Bitte erzählt uns der Köhler, wie dies zugeht. Bis aus dem Holze Kohlen werden, sagt er, dauert es recht lange, und die Arbeit ist nicht einfach und leicht. Man muß 35–50 cbm Holz herbeischaffen, aus denen ebenso viele Zentner Kohle gewonnen werden können; 6–8 Wagen Holz geben einen Wagen Kohle. Das Aufsetzen des Holzes will verstanden sein. Zuerst werden in der Mitte des Kreises 3 Stangen von 3 m Länge senkrecht in die Erde getrieben und mit Flechtwerk verbunden, so daß sie einen Hohl-schacht, das Luftkamin, bilden. Um den Schacht wird dann das Holz gelegt, leicht geneigt, so daß es schief ansteht. Um diesen ersten Ring kommt ein zweiter Ring und ein dritter und so fort, bis sich ein Bau vom Durchmesser des Platzes gebildet hat. Auf diesen strahlenförmig angeordneten Holzscheiten liegen in wagrechter Richtung wieder Scheite. Dann kommt noch eine dritte Schicht